I. Jahr. Heft 21.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens (Fortsetzung) / Bernhard Jülg: Frühlingsregen / Richard Smekal: Der Spiegel der Eifersucht / Hugo Neugebauer: Der Erlöser / Hermann von Pfaundler: Die fürstlichen / Gedanken / Peter Hille (†): Westfalenart Arthur von Wallpach: Tischsegen / Hugo Neugebauer: Poeta laureatus. — Der Märtyrer zugunsten / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau. — Karikaturenfolge XXI: Max von Esterle: Hans von Hoffensthal.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. April 1911. Heft 21.

Die Seele des fernen Ostens / von Carl Dallago.

(Fortsetzung.)

Schon im ersten Kapitel „Individualität" ist gemeint: Bei einem Volke können die drei Stadien, gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „in drei besonderen Verzweigungen des Rassecharakters beobachtet und studiert werden: in der Sprache, den Alltagsgedanken und der Religion. — In allen diesen drei Gestalten starrt uns im fernen Osten die Unpersönlichkeit entgegen. Diese Eigenschaft ist das Fundament, auf dem der Charakter des Fernorientalen ruht."

Dann wird uns das patriarchalische System in der Familie vorgeführt. Es sollen Heiraten wie Geschäfte geschlossen und die Hauptbeteiligten um ihre Meinung gar nicht befragt werden. Hierauf wird die Bedeutung der Adoption erörtert, die dort zumeist Erwachsenen gilt und so allgemein sein soll, daß man nie sicher ist, ob ein Bekannter nach einiger Zeit noch denselben Namen trägt. Und wie derlei die Unpersönlichkeit heben müsse. Endlich wird nach dem Unpersönlichen in der Sprache geforscht und gefunden: „In erster Linie ist die japanische Sprache in sympathischester Weise aller persönlichen Fürwörter bar. Nicht nur macht sich das anspruchsvolle „ich" bloß durch seine Abwesenheit bemerkbar, auch das antagonistische „du" ist vollkommen unterdrückt, während das lästige „er" offenbar jener störende Dritte ist, den man nicht brauchen kann. — Die absolut notwendigen persönlichen Hinweise werden zumeist durch

Etikettwörter ausgedrückt, das heißt, durch ehrende oder demütige Floskeln. — Der „dumme Vater", der „ungeschickte Sohn", die „zugrunde gegangene Firma", sind „mein"; wären sie „dein", würden sie sich sofort in den „erhabenen" oder „ehrwürdigen Vater", den „ehrenwerten Sohn", die „hochangesehene Firma" verwandeln."

Derartiges wird in Unmenge ins Treffen geführt, dessen Ausgang immer für die Unpersönlichkeit des fernen Ostens zeugen soll. So wird das Geschlecht hereinbezogen: „Eine zweite Lücke in der japanischen Etymologie ist der Mangel der Geschlechtsbezeichnung. Denn der Mangel der Geschlechtsbezeichnung ist ein Symptom für einen weit wesentlicheren Mangel, nämlich der Geringschätzung des Geschlechtes überhaupt. Eine solche Mißachtung eines der mächtigsten Motive des menschlichen Handelns, des Geschlechtes, ist bei diesem Volk nicht auf Weiberhaß zurückzuführen, sondern auf einen weit tiefer liegenden Mangel — ihre große Unpersönlichkeit."

Trotz des Zitierten und des vielen anderen Nicht-Zitierten, das alles auf das Dartun der Unpersönlichkeit hinausläuft, wirkt das Gesagte nicht besonders überzeugend. Es ist zu viel Hereinbezogenes da, das sich nur mit Mühe und Not Äußerlichkeiten zurecht richtet. Daß der japanischen Sprache ihrem Äußeren nach Unpersönlichkeit eignet, sehen wir freilich. Aber, wenn wir nun zum früheren zurückkehren, haben wir eben nur dies gesehen; und nicht die Sprache als das „wichtigste Medium des Verkehrs zwischen Seele und Seele"; auch hörten wir nicht „die Zwiesprache dieser Seele mit sich selbst". Und das Übrige hat unser einer als Abendländer an sich selber erfahren und bereits festgehalten in seinem Schrifttum; sogar dies, daß, wenn man zuweilen wachend träumt, es einem „sehnlichster Wunsch wird", sich gleich Wolken in der Stille des allumfassenden Raumes aufzulösen.

Wir folgern daraus, daß diese fernöstlichen Menschen „in diesem wichtigsten Betracht" nicht so völlig von uns abweichen.

III.

„Die Einbildungskraft", das Schluß- und Beweiskapitel des Werkes, hat die völlige Abweichung der fernöstlichen Völker von

uns zur Voraussetzung genommen. Diese Abweichung — diese Verschiedenheit zeigt (und das will die Abhandlung beweisen): „daß nämlich der Grad der Individualisierung eines Volkes das selbst verzeichnete Maß seines Platzes in der großen Geistesbewegung ist." So beginnt der Beweis: „Alles Leben besteht, wie wir wissen," in Entwicklung — in Veränderung. „Die unmittelbare Kraft, die diese Veränderungen bewirkt," kennen wir nicht. „Noch liegt der letzte Grund der Dinge verborgen im Schoße des großen Unbekannten."

Trotzdem wird herausgebracht, daß es für die geistige Veränderung „offenbar die Phantasie ist". Das ist das Gerippe der Beweisführung, und nun wird Material von allen Seiten herbeigeschleppt, um dem Gerippe Fleisch und Blut zu geben und endlich auch Leben einzuflößen.

Alles muß vorerst herhalten, zu bezeugen, daß die Phantasie — die Einbildungskraft es ist, die alle Individualität schafft. „Denn die Einbildungskraft oder die bilderschaffende Fähigkeit kann in einem gewissen Sinn als die Schöpferin der Innenwelt bezeichnet werden, — ihr allein danken wir den Bau unsrer Schlösser — sei es nun aus den Prämissen der Tatsachen oder der Luft. Denn zwischen beiden ist keine unüberbrückbare Kluft."

Man hört hier: das reimt sich, aber es reimt sich weniger zur Beweisführung, wenn man einen früheren Satz nicht vergißt: „Die Metaphysik, eine Art Spekulation, die sich für die Menschheit besonders anziehend erwiesen hat, vielleicht, weil sie keinerlei wissenschaftliches Kapital erfordert." Daran uns erinnernd, folgen wir vielleicht eingeweihter den weiteren Beweisstücken. Es kommt nun der heute bereits geflügelte Satz: „Gullivers Reisen mögen sich noch als wahrer erweisen als wir denken." Und in der Beweisspannung wird der Satz geprägt: „Daß die Phantasie die Triebkraft der psychischen Welt war, ergibt sich klar, gleichviel welchen Zweig des menschlichen Denkens wir untersuchen mögen." Dem folgt: „Das Wesen der Einbildungskraft liegt in ihrer Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern. Ohne diese Fähigkeit wäre der Mensch, wenn auch nicht gerade eine Molluske, so doch einfach ein Tier geblieben."

Ob hier wissenschaftliches Kapital aufzufinden ist, dabei aber nicht Wissenschaft gleich Einbildungskraft gesetzt, die, wie der Verfasser meint, „weit eher die Wissenschaft als die Kunst von ihren Jüngern verlangt". — Doch nun redet sich die Beweisführung der Schließung entgegen.

Die Unpersönlichkeit des fernen Ostens fest im Auge behaltend, sagt der Verfasser: „Ist nun die Individualität das natürliche Maß der Höhe der Zivilisation, — muß folgerichtig die Unpersönlichkeit auf eine relativ untergeordnete Stellung der Rasse hinweisen. — In erster Linie müßte also, wenn die Einbildungskraft der Impuls ist, der eine Steigerung der Individualität zur Folge hat, diese Eigenschaft dort nur in minimalen Ausmaß vorhanden sein. Die Fernorientalen mußten also besonders phantasielose Völker sein, und dies verhält sich wirklich so. Ihr Mangel an Phantasie ist eine allgemein anerkannte Tatsache. — Daß Kunst und Einbildungskraft notwendig miteinander verbunden sein müssen, bestätigt sich in diesem Lande keineswegs. — Daß die Chinesen und später die Japaner Erfolge erzielt haben, — verdanken sie einzig ihrem Geschmack. — Aber Geschmack hat absolut nichts mit Einbildungskraft zu tun. — Daß einzelne Sinne wunderbar fein sind, — ist außer aller Frage. — Diese Sensibilität bedingt keineswegs die weniger erdgebundenen Seiten des Intellekts."

Soviel erkennt der Verfasser, und ich wundere mich nicht mehr über das Gehörte. Ich stelle nur für mich fest: Wo der Intellekt beweisen will, vermeint er sich alles untertan. So mußte das Seelische aus der Einbildungskraft hervorgehen, und nun gar die Einbildungskraft aus dem Intellekt. Es ist derselbe Intellekt, der das Wissen anderer, das zugleich ein Können ist, geringschätzend aburteilt. Lafcadio Hearn berichtet: die Japaner hätten die geschicktesten Wundärzte. Das Buch sagt über diese Ärzte: „Der Inbegriff ihres chirurgischen Könnens ist die Akupunktur oder der Gebrauch, ohne jegliche Berücksichtigung der Anatomie, lange Nadeln in schmerzende Körperteile des Patienten zu stechen." Ich frage: Ist das anatomische Wissen oder das chirurgische Können die Hauptsache für einen

Chirurgen? Spricht man nicht auch bei uns von einer „glücklichen Hand“ in Bezug auf chirurgische Leistung? Muß ausgebildetes Tastgefühl nicht anatomisches Wissen in sich schließen? — Es kommt mir vor, als hörte ich sagen: der Mann will Künstler sein und weiß nichts von den Regeln der Kunst! Und ich antworte: Ja, mein Herr, er kann trotzdem Künstler sein — sogar größter Künstler!

Den Beweis zu Ende führend, sagt nun das Buch: „Ist die entwickelnde Kraft“ (die Einbildungskraft) „bei einer Rasse weniger intensiv wie bei einer anderen, müssen sich daraus drei Resultate ergeben. In erster Linie wird die fragliche Rasse in jedem gegebenen Moment weniger fortgeschritten sein als die andere; zweitens wird das Tempo ihres Fortschritts weniger rasch sein; und schließlich werden alle ihre individuellen Mitglieder einander näher stehen.“

„Das erste Resultat braucht uns kaum erst bewiesen zu werden. Es ist eine Tatsache. Unparteiisch betrachtet, ist ihre Zivilisation nicht so fortgeschritten wie die unsrige. — Die zweite Wirkung ist kaum weniger offensichtlich. — Der chinesische Konservatismus ist sprichwörtlich geworden. — Bei den Japanern liegt die Sache ein wenig anders. — Sich selbst überlassen sind sie konservativ genug, sowie sich Gelegenheit ergibt, kopieren sie flink eine fortgeschrittenere Zivilisation.“ Das dreht der Intellekt so der Beweisführung zu: „Je schwächer die Persönlichkeit des Menschen, desto geneigter ist er, die Ideen andrer aufzunehmen.“

„Das dritte Resultat, die auffallende Homogenität des Volkes, ist bei näherer Untersuchung ebenso ausgesprochen. Denn die Menschheit ist dort merkwürdig uniform. — Shakespeares und Newtons hat es dort nie gegeben. — Aber der Mangel an Genies wird gewissermaßen durch den des Gegenteils ausgeglichen.“ Und so schließt der Beweis: „Wir finden also, daß der ferne Osten unsere Theorie in allen drei Stücken vollkommen bestätigt.“ Sich herbeilassend, noch ein wenig über das Warum der Sache nachzudenken, kommt der Verfasser des Beweises auf den Einfall, den Mangel an Einbildungskraft dem Mangel an Reisen zuzumessen: „Diese fernöstlichen Nationen nun sind im Vergleich mit unseren Vorvätern sehr wenig gereist.“

Demnach ergäbe sich als Ganzes eine Art Werdegang, den aufsteigende Nationen durchzumachen hätten. Wie ihn sich das Buch zusammenreimt, steht er so vor uns: Zuerst Reisen; in der Folge durch Einbildungskraft zur Individualität. Der ferne Osten aber gefällt sich im unpersönlichen Verharren. Ihm gilt des Werkes prophezeiender Abschluß: „Wenn diese Völker bei ihrem alten Kurse beharren, ist ihre irdische Laufbahn abgeschlossen. — Wenn ihre neueingeführten Ideen nicht wirklich Wurzel schlagen, müssen die Japaner und Koreaner wie auch die Chinesen unvermeidlich von dieser Welt ausgeschlossen sein. — Verschwinden werden sie vom Angesicht der Erde und werden unseren Planeten den Bewohnern jener Hemisphäre überlassen, wo der Tag sich neigt. — Ihr Nirwana fängt schon an, sich zu verwirklichen. Schon hat es den fernen Osten in sein Leichentuch eingehüllt, — gleichsam in prophetischer Übereinstimmung mit dem Namen, den sie ihrer Heimat gaben: Das Land des Tagesanbruchs und das Land der Morgenruhe."

*

So wäre an mir vorbeigerauscht „die Seele des fernen Ostens", ihr Ausklang noch reichlich mit Pathos angefüllt, das alten ehrwürdigen Schriften entnommen. Je mehr ich den großtönenden Worten mit ihrer Prophezeiung nachhorche, um so mehr höre ich die Anmaßung — ja den Wahn ihres Erzeugers heraus. Es ist der westlich abendländische Intellekt, der sein Herrschertum überall auszubreiten vermeint, während er eigentlich nur den Verfall des von ihm Beherrschten ausbreitet. Er ist niemals imstande ein Seelisches darzutun, weil er, der Alleswisser, dort völlig versagt, wo das Rätselhafte der Seele erst anfängt.

So scheint mir auch mit dem Werke „Die Seele des fernen Ostens" kaum die Hülle dieser Seele geboten, und wir dringen mit ihm gewiß nicht in den Kern — in das Wesentliche der fernöstlichen Seele ein. Es ergäbe gewiß auch weniger Gelegenheit, seinen Witz und seine Überlegenheit anzubringen, dafür vielleicht eher, daß man selber zum Gewitzigten und Unterlegenen würde. Denn wir wissen ja nicht, was diese Seele des fernen Ostens uns

verbergen vermag, — was uns an seinen Völkern nicht zugänglich ist. Ihr absichtliches Sich-abschließen nach außen hin ist kein Grund, sie als lebensuntüchtig anzusehen und ihnen den Untergang zu prophezeien. Auch die Religionen, denen diese Völker zugetan sind, kennen wir nicht genügend; eine Religion erschließt sich einem erst völlig, wenn man ihr gläubig angehört. — Ist es überhaupt jemals ein Hinlängliches, was uns der Intellekt auftischt? — Wissen wir zum Beispiel das Wesentliche der Stellung der Frau im fernen Osten, wenn man uns das witzige Bild vorführt: daß „die Sitte von der Frau verlangt, bei gemeinschaftlichen Ausgängen in einem gewissen Abstande den Spuren ihres Mannes demütig zu folgen?" Ich glaube nicht; aber die Vorführung ergibt: „eine wandelnde Satire auf die Gemeinsamkeit".

Der Intellekt ist wie ein Blinder, der nur sieht, was er mit den Händen greifen kann, und demgemäß auch alles in die Hand nimmt; aber er ergreift nur die Außenseite der Dinge. Von dieser Art In-der-Handhaben jedoch mag seine Anmaßung herrühren — seine vermeintliche Überlegenheit, was ihm auch gewöhnlich Mut macht, über alles witzig zu sein. Dabei gehört derlei Witz noch zu seinen Findigkeiten. Verfänglicher wird es für ihn, wo er ernst auftritt und zugleich beweisen und prophezeien will.

Die Theorie, die ihr Verfasser „in allen drei Punkten vollkommen bestätigt" sieht, finden wir nirgends zutreffend. Erstens scheint es uns unmöglich, das Urteil eines Abendländers über die Zivilisation des fernen Ostens unparteiisch zu nennen. Zweitens ist in der letzteren Zeit das Tempo des äußerlichen Fortschritts (und es kann sich nur um solchen handeln, da der andere innere Fortschritt vom Intellekt nie genug erfaßt wird) bei einem Teile des fernen Ostens entschieden ein rascheres geworden als bei uns. Und drittens endlich werden sich gegenseitig immer und überall Menschen verschiedener und sich fern stehender Rassen homogen und uniform finden, was in körperlicher Hinsicht auch eingestanden wird, aber ebenso in geistiger Hinsicht zutreffen mag. Sicher hat auch der ferne Osten seine vereinzelten ungemein hervorragenden Menschen aufzu-

weisen. Doch ist der Intellekt etwas, dem wir die Fähigkeit, dies in innerlicher Hinsicht — in bezug auf Seele und Geist — herauszufinden, wiederum nicht zuerkennen.

Und nun gehen wir weiter.

Wir halten es als untunlich, die Einbildungskraft als primäres — urtreibendes Element anzunehmen, das Individualität bewirkt. Uns scheint vielmehr die Einbildungskraft immer ein Späteres — ein später Entstandenes und Sehr-Abhängiges. Wir verlegen ihre Abhängigkeit vorerst in die Sphäre des Geschlechtlichen und des Seelischen in dem Sinn, daß Psyche und Geschlecht und in der Folge auch die Individualität die Einbildungskraft gestalten und nicht umgekehrt. Wir sehen im Eifer des Beweisens das Wissenschaftliche skrupellos gehandhabt. So: wenn als Erleuchtete hingestellt werden, „die den prophetischen Seherblick des Mathematikers haben". Wir denken: Gewiß hat die Mathematik ihr Seherisches (wenn auch nicht im prophetischen Sinne), doch ihr Wesentlichstes ist, daß sie das Seherische nicht gelten läßt. Wir verspüren, als Psychologen, zugleich im Buche etwas wie ein absichtliches Irrlichtern mit dem Begriffe Einbildungskraft, vielleicht um ihn leichter durch das Dick und Dünn der Beweisführung durchzubringen. So: wenn wir „die Mathematik als das phantasievollste Produkt des menschlichen Denkens" ausgerufen hören und nebenan das Wesen der Einbildungskraft bezeichnet finden als „die Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern". Es mag beides möglich sein, aber nicht, wenn mit Einbildungskraft und Phantasie immer genau eins und dasselbe gemeint ist. Und wenn der Begriff jedesmal beliebig weit genommen werden darf, eignet er sich nicht zum Beweisen. Wunsch, Wille, Glaube, Liebe, Furcht, Hoffnung, Lust, Leid: — das alles ist am Ende Einbildungskraft und hat die Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern. Alles ist aber zugleich nicht Mathematik, dafür ein Höchst-Erdgebundenes — ein an die Rätselhaftigkeit Gebundenes, die unsrem Erdendasein ewig anhaftet.

Wie wird nun auf einmal ein solcher Begriff veräußerlicht, wenn das Reisen gewissermaßen als sein Erwecker zu ihm in

Beziehung gebracht wird. Spürt man hier nicht die Sprünge des Intellekts heraus, der sich überall nach Hilfe und Stütze umsehen muß? Das Reisen erweitert den äußerlichen Gesichtskreis: das ist alles. Vielgereiste Menschen können die nüchternsten Menschen sein; sie können phantasielos und dabei doch von bedeutender Individualität sein.

Aber der seherische Horizont ist innerer Art, — ist Schauen in sich, — ist das Auftun der eigenen Seele, das allem Reisen eher abhold ist. Kein großer Denker, Dichter, Künstler ist viel gereist, um durch Reisen sich zu entfalten. Bei Goethe ist immer zu bedenken, daß er sich in Deutschland vielfach nicht recht heimisch fühlte. Wie enttäuscht kam Lenau vom Reisen zurück. Und Byrons und Shelleys Reisen nimmt sich wie ein großes Suchen nach Heimat aus, da ihnen die Heimat verleidet ward. Wie beschränkt auf ihrem Fleck lebten Kant und Schiller, lebte Beethoven, lebten auf ihre Weise auch Böcklin und der einsame Segantini. Auch Nietzsche, der lichtdurstige Fürst verjüngten Geistes, trieb sich nur in seiner Landschaft herum, die der Süden war.

Das alles legt uns nahe, daß Reisen nicht begünstigt das höhere Sichauftun des Menschen. Denn Menschen sind wie Bäume, die in den Himmel wachsen, wenn sie ihr richtiges Erdreich finden. Das Reisen stört das Wurzeltreiben in solches Erdreich. Der Mensch ist viel mehr Baum, als man denkt ...

Wir glauben nun die Beweisführung in allem bis auf die Unpersönlichkeit, die dem fernen Osten eigen sein soll, verneint zu haben. Vorläufig halten wir uns diesen Osten noch fern genug, um seiner Unpersönlichkeit nicht nahe treten zu müssen. Wir bringen vorher noch Lafcadio Hearns Ausspruch über das Werk zu Ende. Er lautet: „Der Mann, der dies Buch geschrieben hat, ist auch als Mathematiker und Naturforscher ein ausgezeichneter Gelehrter. Aber man darf nicht übersehen, daß seine göttliche Dichtung das berührt, was keine wissenschaftliche Erkenntnis erklären kann — in das keine Mathematik Licht bringen kann — was mysteriös bleiben muß trotz allen Fortschritts der Zeit."

Wir finden uns demnach in vielem Wesentlichen mit Hearn übereinstimmend, denn auch er verneint hier, wenn es (von ihm) auch anders gesagt ist. Daran dürfte die Verschiedenheit unserer Naturen die Schuld tragen. Hearn lernte das Höfliche von den Japanern; er ist nahezu Japaner geworden. Wir erinnern uns hier, daß bei diesem Volke ein Gegenstand „erhaben werden muß", wenn er „in Beziehung zu der angesprochenen Person gedacht wird". Davon mag etwas in die Besprechung des Buches, als eines Gegenstandes einer fremden Person, übergegangen sein. Erhaben und göttlich sind ähnliche Begriffe. Vielleicht ist auch die Nennung Schopenhauers mehr dieser Höflichkeitsrichtung anzurechnen, und für unsre abendländische Gegenwart kämen eher Haeckel und Bölsche zum Vergleich in Betracht, die aber, wo sie ihr Weltgebäude aufrichten, von der Wissenschaft nicht ernst genommen werden können.

Wo wir mit Hearn, diesem ungemein feinen Dichter und gütigen Menschen, der uns Tieferes und Sinnigeres vom fernöstlichen Wesen berichtet als Parcival Lowell und mit viel zarteren Händen, in der Anschauung nicht eins sind, liegt der Grund wohl in der Verschiedenheit unserer Wesensart, die anderem Boden entsprossen ist und der anderes Wachstum geworden.

IV.

Ich schicke hier voraus, daß ich nichts beweisen will. Mein Glaube geht dahin, daß alles Beweisbare im Dasein das Kleinere — das Nichtmaßgebende ist. Wenn ich nun Dinge anders betrachte, als sie zu betrachten man bisher gewohnt war, so ist es, weil ich der Eingebung meines Empfindens folge. Ich selber will dabei wie ein Dienstbares sein (freilich dienstbar auch einem Herrschen, falls das Gesagte dafür bestimmt ist) und nicht, daß ich alles zwinge, mir Dienste zu leisten. Mein Bezwingen soll immer ohne Zwang sein.

Gewiß werde ich manches, was zu sagen ist, zu begründen suchen, und wo ich es nicht begründe, werde ich es vielleicht nicht können, oder, es ist mir wirklich nur um das Sagen zu tun — und nicht um das Begründen.

Und nun führe ich die scheinbare Unpersönlichkeit des fernen Ostens darauf zurück, daß seine Völkerschaften mit zu abendländischem Maßstabe gemessen sind. Denn ich denke, daß das Unpersönliche an ihnen eine Täuschung ist, — ein Etwas, das sich nur der abendländischen Vorstellung vom Persönlichen wie von Persönlichkeit nicht einfügt.

Unser zivilisiertes Abendland scheint es unternommen zu haben, das Persönliche gleichsam in Graden auszudrücken und ist auf diese Weise zu einer Art Gefrierpunkt für das Persönliche gekommen wie beim Wasser: was sich oberhalb dieses Punktes einreiht, gilt als persönlich, was darunter zu stehen kommt als unpersönlich. Aber das Abendland ist kein so allgemeines Element wie das Wasser, und ich wüßte nicht, warum man seine Auffassung des Persönlichen als Norm gelten lassen soll. Mich dünkt: es gibt nur Persönliches. Ich schaue, daß jedes Leben sich lebt: Pflanze, Tier und Mensch. Das Wie und der Grad des Bewußtseins ist dabei ganz Nebensächliches. Dieses „Sichleben" ist an sich schon ein untilgbares persönliches Moment, das für alle Lebewesen den angenommenen Gefrierpunkt des Persönlichen (um das Bild beizubehalten) unserer Wahrnehmung entrückt. Denn es ist erst der „allzumenschliche", nur die Oberfläche absuchende Intellekt, der da trennt: in sozial und persönlich, in altruistisch und egoistisch, in „der Gattung leben" und „dem Individuum". Das wäre eines.

Ein zweites beträfe den Begriff Persönlichkeit. Er bedeutet mir nicht nur die Ansammlung einer Sonderheit in uns, die sich in allen unsren Ausdrucksformen bemerkbar — und uns selber uns vertraut macht; er scheint mir viel mehr. Ich denke mir Persönlichkeit: als ein fortwährendes Zufluchtfinden von allen äußeren und inneren Drangsalen in sich, als ein Vorfinden von Gesetzgebung in sich — von Satzung und Sitte, von Ehrung und Erniederung, von Segnung und Strafe, von Gebot und Verbot, — als eine letzte und höchste Instanz für alles in sich, — als eine Verbindung, Zwiesprache und Verkundigung mit allen Dingen und Rätseln des Daseins in sich — mit Natur, Gott, Welt, — als einen Halt — als eine Verankerung in sich gegen alles. Und ich mache die Stärke der Persönlichkeit abhängig von der Verankerung in sich.

Der Mensch der großen Persönlichkeit ist demnach nur seinem Inneren untertan. Er ist immer ein Geführter, ein willig Folgschaft Leistender den rätselvollsten Kräften und Mächten in sich. Es macht seine eigene Macht — seine Tragfähigkeit und jenes Rätselvolle aus, das ihn in seinem Tun kommenden Geschlechtern lebendig erhält. Es ist natürlich, daß sich diese Art Individualität schlecht eignet für Amt und öffentliche Stellung, auch nicht für Parteihäuptlingschaft und öffentlichen Rang, da alles Derartige für sie auch Ballast und Hemmnis und ihrer vollen Entfaltung im Wege ist. Die große Persönlichkeit ist auch in öffentlicher Stellung ein Seltenstes und wird sich nie in ihr heimisch finden; es sei denn: sie bedeute seltenstes Tatmenschentum, das sich selber schlägt und prägt wie eine Münze ihr Amt in der Öffentlichkeit. (Schluß folgt.)

Frühlingsregen / von Bernhard Jülg.

Es rieselt über diese kleine Stadt
Nach Wind und Schnee der erste laue Regen,
Und allen grauen Schindeldächern legen
Sich feuchte Schimmer auf und glänzen matt.

Es ist ein Sonntag in der Fastenzeit —
Es geht dem neuen Frühjahr schon entgegen,
Und zwischen Pflastersteinen in den Wegen
Macht sich schon Hahnenfuß und Grashalm breit.

Nachmittagsstille breitet sich herinnen.
Man mag nicht in den trüben Tag hinaus
Und sitzt beim Buch und müßig langem Sinnen.

Es läutet dann zu irgend einem Segen —
Es summt ein Cello irgendwo im Haus —
Und draußen fällt und fällt der laue Regen.

Der Spiegel der Eifersucht / von Richard Smekal.

Viel Gemunkel und Stadtgespräch gab es, als sich Anno 1675 Gordian der Seidenhändler in der altehrwürdigen freien Reichs- und Residenzstadt Wien niederließ; denn das Böse an der Sache war, daß man nichts Rechtes wußte; er hatte durch einen Zwischenmann ein hohes Haus in der Tuchlauben ankaufen lassen und richtete sich darin fürstlich ein, was dem Gewerbsmann übel gedeutet wurde; auch an Gordians Gewerbe ließ man keinen Faden ungerauft und irgendwo hatte das Gerücht zu glosen begonnen, daß hinter dem Handel mit Seide ein anderer stecke, und schon zündeten die Vermutungen als Gewißheit von Haus zu Haus: der Seidenhändler sei mit dem Teufel im Bund und treibe ein gar arg Geschäft mit allerlei Zauberdingen, die er aus dem Orient mitgebracht habe. Aber dem Gordian war das Gerede nicht gerade zuwider, denn eine Zeitlang lief alles zu ihm, da er ein so wunderlicher Mensch sein sollte.

Und wirklich war ein Fünklein Wahrheit in all diesen Sagen, die da von Mund zu Mund liefen; der Seidenhändler Gordian war wahrhaftig nicht nur ein sonderlicher Negoziant, sondern auch ein ganz heimlicher Nekromant. Er hatte die schwarze Kunst aus der Türkei mitgebracht, wo ihn ein persischer Lehrmeister in diese weise Betätigung eingeführt hatte. Aber das Wunderlichste war, daß er so klug blieb, sein Leben nicht auf den vagen Grund der Destillationsdämpfe und des Zaubergoldrauches zu bauen, sondern auf die weiche und sichere Unterlage des Seidenhandels, der ihm ein gar warmes und buntes Kleid für seinen Lebensunterhalt sicherte ...

So stand Gordian tagsüber im Laden bei dem kostbaren Seidenzeug, das er lieb hatte und kosete wie ein vernünftiges Wesen; und die Frauen und Jungfrauen der Stadt fanden bald das vielbesprochene Gewölbe und blieben dort lange und feilschten und lachten und plauderten; waren auch manchmal Hübschlerinnen da, die sich gar fein zu geben wußten und nicht weiters von den ehrsamen

Bürgersfrauen abstachen, als daß sie meist von begehrenswerter Gestalt und Schönheit waren. Aber keine gab es unter ihnen, die nicht dazwischen auf den Seidenhändler sah und damit endigte, daß sie gedachte, ihm etwas recht Liebes anzutun, so er es verlangen würde.

Der Händler aber musterte nur das kupferrote und amethystblaue Zeug, Seidenstoffe, die die Farbe des Rauchtopases hatten und solche, welche glühten wie purpurner Wein; der schwarzhaarigen Kunde wies er helle chinagelbe Seide vor und der tiefblonden satte beryllfarbige oder ebenholzdunkle. Dermaßen verglich er Tag für Tag, aber Gordians prüfendes Tasten ging nie anders als von der Oberfläche des Stoffes zum Äußeren der Käuferin und zurück; und wie oft ihn auch heiße Frauenhände wie zufällig berührten und so manche Augen ihn mit andern Blicken trafen, als den Alltagsblicken, sein Leben glitt daran vorbei wie ein Bachwasser an den Uferblumen weiterstreicht.

Auf solche Weise war Gordian schon an die Jahre festgewurzelt, man hatte über anderes zu reden, so über die Kriegsnachrichten, die von Ungarn bedrohlich kamen; aber die Kauflust blieb weiter als ein gut angelegtes Zinsgeld von Gordians erster Zeit: ja in der reichen Kaiserstadt fanden sich immer mehr Leute, die in erlesenen Kleidern gehen wollten und das Lager des Seidenhändlers wuchs bei jedem Hoftag schöner und prächtiger an. Dazu half wohl auch etwas die Geheimkunst, denn Gordian hatte auch die Chemie durchstudieret und konnte die Gewebe mit gar seltsamen und wunderbaren Farben durchtränken und beizen, wie man dergleichen nicht sobald in deutschen Ländern fand.

Im Laden selber war Gordian immer seltener, dafür mehr in den Laboratorien, und da fand er Geheimnis um Geheimnis, verständigte sich darüber mit andern klugen Leuten und schlug heidnisch viel Geld aus seinen Erfindungen, so daß man wirklich glauben mochte, er habe den Stein der Weisen entdeckt.

Nach und nach nahm er sachkundige Vertreter für seinen Handel und zog sich selber vom Geschäft zurück; damit er aber doch nicht

so allein sei, überlegte er, ein Weib zu nehmen. Aber der Seidenhändler Gordian horchte nicht auf die tausend Flüsterungen, die noch immer, nach wie vor, ihm zukamen, er machte sich auf und ging durch die alte Stadt, um selber zu wählen.

Drei Tage und drei Abende sah er zu diesem Ende aus: schließlich fand er sie, als sie aus der Stephanskirche nach einer Totenmesse für ihren Vater getreten war: es war Barbara, die Tochter des weiland Stadtrates Simon Pfeifferer, das schönste Weib, das Wien damals in seinen Mauern einschloß.

Als Gordian endlich spät heimkehrte, war er wie nach einer langen Kneipe trunken und beduselt; er hatte aber nirgends zugesprochen, sondern war nur lange im Mondschein durch die einsamen Gassen gegangen, immer denselben Weg, den Barbara heute gegangen war: von der Stephanskirche über den Graben in die Bognergasse, wo ihr väterliches Haus stand; und er dachte nur an sie und wollte etwas ausfindig machen, so daß sie an ihn gefesselt würde. Schon manches hatte er von Liebestränken gehört und er beschloß daheim, selber einen zu brauen; er goß alle Tiegel zusamm und erhitzte alle Retorten, aber endlich stand er von dem Vorhaben ab, denn er erkannte das Fruchtlose desselben, da er diesen Zweig der Magie immer vernachlässigt hatte.

Darum überlegte er anders: am nächsten Morgen machte er sich in seinen Staat und ging in das Haus der Jungfrau Barbara Pfeifferer und trug ihr in höchsteigener Person sein Anliegen vor. Und siehe, da kam das Wunder wirklich zustande. Dieses schmale, junge Frauenbild, sie, die noch in den Trauerkleidern steckte um das Teuerste, das es bisher für sie gab, mußte ihre trüben Gedanken fahren lassen und dem Manne zulächeln, der ihr ein neues Glück bringen sollte.

Ein ungeheurer Jubel kam über Gordian, als ihm dies widerfuhr und er war so selig, daß er schon auf dem Nachhausewege dem und jenem von seinem Verlöbnis erzählte; abermals gings wie ein Lauffeuer durch die Stadt und in den Schenkstuben sprach man acht Tage lang von nichts anderem als von Gordian; man vergaß sogar zeitweilig darüber die Türkenkriege. Und da man wieder bei diesem

Gespräche war, zog man es in die Länge und irgendwo, war es beim „Süßen Löchl" oder bei der „Großen Tabakspfeife" oder im „Fleischmarktbeisl", sagte einer, wenn nur die schöne Barbara auch treu wäre; und wieder nach einigen Tagen ging es schon durch die Stadt, die schöne Barbara sei untreu und habe noch manchen Verehrer neben dem einfältigen Gordian, eine Kunde, die auch dem Seidenhändler zu Ohren kam . . .

Mit einemmal mußte er an die tausend Blicke und Zeichen denken, die ihm von allen schönen Frauen der Stadt dargebracht worden waren, an die Verheißungen, die lodernd dahinter brannten; und in ihm stieg eine rasende Wut empor, da er ermaß, daß auch Barbara an irgend solchen Händeln beteiligt sein könnte . . .

Wieder brütete er hinter Kesseln und Schmelztöpfen eine lange Winternacht, während die Flocken durch das offene Fenster hereinwehten und in dem Dampfwirbel zergingen; am Morgen, als in den engen Gassen fern die ersten Fuhrwerke rasselten, hatte er sein Wunder vollendet: ein kleines blankes Spiegelchen, das für jeden nur eine matte quecksilberne Fläche zeigte, für Gordian selber aber ein wahrhaftiges Mirakel war: er sah darin zu jeder Frist, so oft er wollte, seine Barbara, genau mit jeder augenblicklichen Betätigung. Er sah darin ihr üppiges rotblondes Haar, das über ihren Nacken wie flüssiges Gold fiel, die eigentümlichen meergrünen Augen und die klassisch edle Nasenbildung, den kirschroten Lachemund und das weiche, zarte Kinn; er sah die Perlen an ihren Ohren aus der Haarfülle hervorleuchten, gerade so weiß wie die perlengleichen Zähne, die bei jedem Lächeln frei wurden.

Gordian weinte in kindlicher Freude über den Schatz und verschwor sich, seine weise Kunst nie wieder zu mißbrauchen: wo er stand und ging, trug er sein Spekulum mit sich.

Aber nicht bei jeder Betrachtung blieb seine innere Freude gewahrt: Gordian kannte nicht das Maß der Beschränkung; er überfiel gleichsam alle Launen der Geliebten, deren bekanntlich jedes Weib zwei Dutzend im Tage hat, die sie nur rasch in die Kommode tut, wenn es sein muß; der Seidenhändler ahnte aber davon nichts

und kam zu allen Zeiten des Tages und der Nacht und machte ungelegene Besuche, die man nicht empfangen kann ...

Dann wieder stürzte er in Wahrheit zu seiner Geliebten und fand die Kommode zu: sie war immer dieselbe, lächelnd und beschwichtigend; schließlich forschte sie nach dem Grunde seines aufgeregten Wesens und Gordian fühlte sich im Tiefsten beschämt, so daß er auf kurze Zeit mit den peinvollen Stichproben aussetzte ...

Darauf aber kam ihm um so mehr die Begierde, Barbara bei irgend einer Tat zu ertappen und er spürte aus jeder Miene, aus jedem Wimperzucken die Liebesversprechen anderen gegenüber; aber glücklicherweise hatte er immer einen gewissen Weg durch das bunte Getrubel und über die alte Steintreppe, ehe er vor ihr stand, um Rechenschaft zu fordern; damit war auch eine kleine Abkühlung verbunden und am Ende konnte er nie anders, als schon Aristoteles tat, in der Liebe die Augen zuzutun und blind zu werden.

Immer näher kam der Tag der Hochzeit und der Entscheidung; immer öfter blickte Gordian in den Spiegel, immer tiefer versenkte er sich darüber, aber im Grunde konnte er nichts entdecken; Freude und Wehmut, Qual und Heiterkeit, Rache und Zorn durchzuckten in rascher Folge sein Hirn, er las aus dem jeweiligen Bilde tausend Möglichkeiten und hundert Wirklichkeiten zugleich heraus ...

Schließlich brach auch das Fieber in den wirklichen Verkehr Gordians mit Barbara hinein; sie lächelte anfangs nur immer wie über eine kindliche Zumutung; dann ward sie eine Zeitlang sehr böse und traurig, endlich lächelte sie wieder. Sie wußte um die Bewerbungen der Frauen Wiens Gordian gegenüber; sie konnte die ganze Sache doch nicht so bedeutungslos hinnehmen, da er ja selber so viel Bedeutung in derlei Dinge hineinlegte und sie damit quälte; und schließlich meinte sie, vielleicht sei es gut, auch hierin dem Manne zu gehorchen ...

Gordian sah die Veränderung allmählich im Spiegel und war beim Wieder-Lächeln ebenso ratlos als beim ersten; aber er legte es sich zu seinem besten aus und fuhr dabei wirklich nicht schlecht. Die

Hochzeit fand bald darauf statt und die Hochzeitsnacht war sommerlau und sternig; auch dann noch war Gordian eine Zeitlang im Glücke.

Und Frau Barbara hatte ein so süßes Lächeln bekommen, so daß es Gordian selbst nicht begreifen konnte . . .

Als dann wieder manchmal die Zeit kam, da die Eheleute getrennt waren, indem Barbara bei Verwandten Besuche machte, erwachte in Gordian das alte Eifersuchtsfieber und er kramte seinen vergessenen Wunderspiegel hervor, um sein Weib zu prüfen; aber siehe, so viele Bilder früher darin wechselten und wie deutlich und klar jedes in seiner Buntheit darin gestanden; jetzt sah auch der ehemalige Seidenhändler und nachmalige Wunderkünstler nicht mehr als jeglicher Sterbliche: eine matte, angelaufene, gleichmäßige Quecksilberfläche, die blind und unverstehend ihm entgegenblickte. Die Ehe hatte auch für ihn das Wunder vernichtet.

Und Gordian lebte von Tag an glücklicher denn je.

Und das Lächeln der immer schöner werdenden Frau Barbara ward mit jedem Tag seliger und bewußter.

Der Erlöser / von Hugo Neugebauer.

Sie war die Sklavin. Ihr Herr war der Pflanzer, aber ihr Tyrann war ein Kind, ihr Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Ihr Tyrann! — Wie sie ihn liebte, wie sie ihn schützte vor der Peitsche des Herrn! Denn ein greiser, blinder Seher ihres Stammes hatte geweissagt, daß sie den Erlöser unter dem Herzen trage. —

„Du Schrein aus Ebenholz", sprach er zu ihr, „in dir ruht verschlossen der Spiegel aus schwarzem Diamant, in dem der weiße Mann sein wahres Angesicht erblicken wird. Schauen wird

er's und vor dem eigenen Antlitz fliehen übers Meer in sein Land, das von Eise und Eisen starrt wie sein Herz und von Rauche getrübt ist wie sein Auge, fliehen wird er und das Land den Söhnen des Landes räumen, denen er's entrissen, den Männern aus dem Stamme des Dattelbaumes, den Männern aus Ebenholze, welches das köstlichste ist von den Hölzern der Erde. — Du aber wirst sterben müssen nach deines Sohnes Geburt. Denn so rauschen die Wipfel des Waldes."

Da lächelte die Sklavin und sagte:

„Gerne sterbe ich, wenn er nur lebt: tönend zerbricht der schlechte Krug, sobald das Volk den edlen Wein getrunken, den er enthielt."

Und sie ging hin und duldete stumm, bückte sich nur vor, so oft der Herr die Peitsche schwang, damit der Schlag ihren Nacken, ihren Rücken treffe, nur nicht ihn, den ungebornen Erlöser. Und so oft ein Schlag sie traf und ihn glücklich verschonte, blickte sie auf zu ihrem Herrn wie ein leidendes Tier, zu ihrem Gotte wie eine dankbare Mutter.

Und wenn sie in den Nächten der Regenzeit schlaflos vor Schmerz und Angst auf der Matte saß und die noch blutenden Wunden mit ihrem langen, schwarzen Haare trocknete und leise dazu sang, eintönig und leise ein Lied, das sie als Kind der Sturm gelehrt, der den Urwald durchbraust, da fühlte sie sich im Innersten unendlich glücklicher als die unfruchtbare Königin jenseits des Meeres, denn sie dachte an den Erlöser.

Einmal — um Mitternacht — hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Da stand sie heimlich auf und schlich aus der Pflanzung, tief, tief in den Urwald — meilenweit. — Ich habe von ihr nicht wieder gehört. Aber ich glaube, die Affen nähren und tränken und die reißenden Tiere verschonen sie, denn ein greiser, blinder Seher hat geweissagt.

Die fürstlichen Gedanken / von Hermann von Pfaundler.

Die fürstlichen Gedanken
Haben nicht Krone und Glanz,
Sie sind die bleichen, schwanken
Ruhmlosen ohne Kranz.

Im Dunkel tief geborgen,
Vor mir und euch versteckt,
An Tagen trübster Sorgen
Von der Einsamkeit erweckt.

Da reichen sie mir auf Schalen
Taten, die soll ich bestehn. —
Ach, viel zu schwer, die fallen
Aus Händen mir und vergehn. —

Dann suchen sie einen Kranken
Und hoffen, daß seine Kraft
Aus ihren schlichten Ranken
Herrliche Taten schafft.

Westfalenart / von Peter Hille.

(Aus dem unveröffentlichten Nachlaß.)

Abgeschlossen in sich und mit dem Seinigen legt sich Kamp an Kamp.

„Kamp", schon in dieser Bezeichnung liegt die ganze Geschichte dieser Anwesen.

„Campus", das Feld, das Lager, dieses Römerwort spricht jener vorzüglichen, feinspürigen, untrüglichen Herkunftsdeutung gemäß, welche die Sprache von den Vorgängen im Volksleben gibt, von dem tiefen Einsinken des feindlichen Wesens ins Volksempfinden. Die

Römer müssen sich darauf verstanden haben zu faszinieren, zu dominieren. Ihre Herrschaft konnte in entrüstungsvoller Stärke, nicht ohne westfälische Verschlagenheit äußerlich abgeschüttelt werden, aber innerlich redet sie noch im Kampe weiter, den der Schulze, der Bauer des nordwestfälischen Flachlandes mit Heck und Schling einfriedigt, worin er stolz sein Wesen sieht, woraus er all sein Gebahren, all seinen Anspruch nimmt.

Wie ein Häuptling herrscht er hier über sein Gesinde, sein „Volk" — „die Völker" ein stolzer Name für Jan und Trine, die früher Hörigen, nunmehr Gedungenen.

Aber immer noch, trotz des äußerlich jeden Tag lösbaren Verhältnisses bleibt das Familienhaft-Beharrliche: an Stelle des Gesetzes ist die Zähigkeit gewachsen.

Kein Mietsvertrag bestimmt hier Rang und Würde und Recht, und dennoch kann kein Zeremoniell eines Kalifenhofes verbindlicher sich behaupten, feierlich satzungsmäßiger sich darstellen, als hier auch im niedersten Dienste es geschieht. Groß- und Kleinknecht, Groß- und Kleinmagd haben ihren besonderen Teller und Platz. Unten sitzt der Schweinejunge, dem auch das Vorbeten obliegt. Aber „die Völker" teilen mit dem Bauern die Mahlzeit und werden nicht in die „Leutestube" geschickt: daher der Stolz, hieraus die Anhänglichkeit!

So im Norden und Westen. Und dieses vor Allem sind auch die Römergegenden. Wie das Kreuz durch seinen Seelensieg ruhmeshoch zu ragen begann, so ward umgekehrt das überwundene große Römertum etwas Ehrwürdiges.

Man wunderte sich, daß man dieses so selbstverständlich, unwiderstehlich auftretende, so tief und allseitig vom fernen Rom her Besitz ergreifende und haltende Volk hatte überwinden können.

Man verliebte sich in den mit germanischem Ungestüm eher erschlagenen als schlichtweg geschlagenen Feind.

Aus des Augenblickes rohergrimmtem Wildenspott — nun der ward ja auch noch im nahen Münsterland anderthalb Jahrtausende später gegenüber dem unseligen Schwarmkönig Jan Bokelson vom

Leyden und seinen Beratern geübt — blieb die Bewunderung am Ebenbürtigtüchtigen, dem Feindesgewaltigen bestehn.

Vielleicht war man auch für die von hier aus zuerst gegebenen Bildungsanregungen dankbar.

In der Regel freilich ist die Quittung über gut geratene Erziehung dauernde Erbitterung; denn je besser die Erziehung, so rauher ist sie, indeß war gerade die Unberührtheit, die tiefe schlummernde Bildungsbedürftigkeit des Deutschen und seine Dankbarkeit leichter zugängliche Treue die Veranlassung, daß dort, wo das Urdeutschtum am reinsten erhalten geblieben, auch das Römertum sich mitbewahrte, wie so eine Harztanne den Steinblock in ihre Wurzel aufnimmt, der ihrem Wachstum zuerst den größten Widerstand bot.

Wie die Art, so der Laut.

Wie jedes Gehöft, jeder Gau, jedes nur eine Welt für sich war, so bildeten sich hier auch besondere Lebensäußerungen. Jede Zunge höhlte sich zu anderer Wortschleuder für anderes Vieh.

Natürlich zwingt die unaufhörlich wachsende Verfeinerung und Bedürfnisfülle des Lebens allmählich zur Aufgabe der anfänglichen königlich stolzen Vereinzelung: leichter schlingt im Dorfe schon das Leben sich durcheinander. So traten die Äcker nach außen, und die Wohnungen flossen zusammen.

Noch mehr ordneten ins Gleichartige sich die Städte. Wehrhaftigkeit und Luxus forderten diese Form und steigerten sie.

Dann verlangte der Reichtum des Bodens an unterirdischen Schätzen, an den Wäldern der Vergangenheit, den Steinkohlen und an Metallen gewaltige Förderungswerkzeuge, die über einzelne Manneskraft hinausgingen und darum den Einzelnen wieder zum Sklaven machten, zum Industriesklaven.

Der Ackerbauer leitet seinen Pflug, handhabt den Spaten; zwischen den Fabrikarbeiter und seine Leistung aber drängt sich der Dampf, die elektrische Maschine mit ihrer furchtbaren Einförmigkeit und nimmermüden Verbrauchsbegehr der einmal aufgespeicherten und sonst nutzlos vergeudeten Kraft.

Der Bauer tritt in ein gemütliches Verhältnis zu Land und Bestellungsgerät, zu Hilfs- und Pflegetier; der Fabrikarbeiter grollt der fühllosen künstlichen Naturmacht, der er dienen muß, die ihm Brot gibt, aber dafür all seine Kräfte, Aufmerksamkeit wie Muskelstärke verlangt und ihn nur entläßt, damit er auf morgen zu gleichem Dienste sich wieder befähige.

Dieser Mensch wird selbst Maschine, sollte es werden, aber sein freies Naturell lehnt sich auf, empört sich: hier ist die Männlichkeit Unzufriedenheit. So entsteht die Sozialdemokratie.

Mit den Dörfern eigentlich erst stellte sich die erste Schlechtigkeit ein, fand sich Gelegenheit böswilligen Gewinns.

Auf den alles selbst hervorbringenden, den Handel nicht kennenden Gehöften brachte Unredlichkeit keinen Vorteil, zog nur Entlassung nach sich.

Tischsegen / von Arthur v. Wallpach.

Nun laßt Beschwernis, Sorge, Not
Und Kränkung uns verscheuchen.
Soll nähren uns des Lebens Brot,
Muß alle Unrast weichen.
Wenn du ein froh Gewissen hast,
Dann bist du Gottes liebster Gast,
Dann ist's als trügst du Rosen
Und wärst du weltverstoßen.

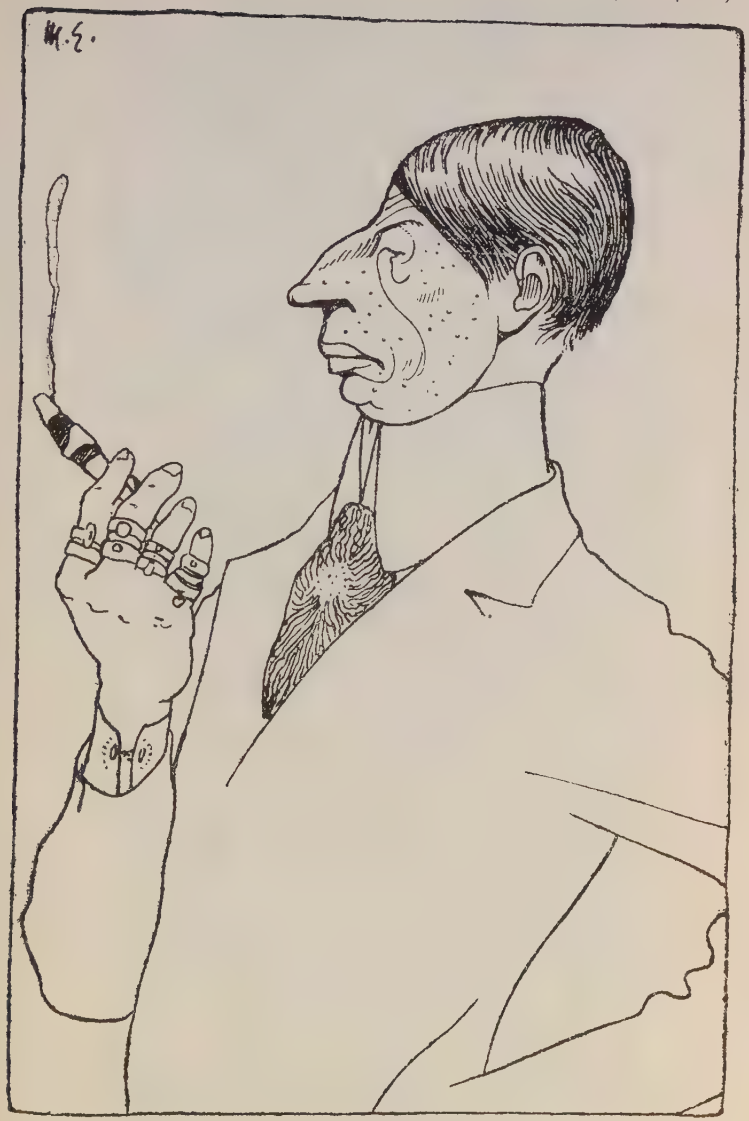
O Herr! in deine Vaterschaft
Sei unser Tun befohlen.
Befrei uns von der Lüge Haft,
Von trügenden Idolen.
Mach uns durchs Brot der Liebe jung,
Gib Wein uns der Begeisterung,
Laß deinen Segen quillen
Und uns die Herzen schwillen.

Poeta laureatus /
von Hugo Neugebauer.

Sie hatten ihn sein Leben lang mißachtet.
Im ganzen Lande kräht' kein Hahn ihm nach,
als er verstarb in grenzenloser Not,
von Hunger und von Krankheit abgezehrt.
Und da die Hand er an sich selbst gelegt,
um seines Lebens Schmach und Qual zu kürzen,
verscharrt' man ihn wie einen toten Hund
bei den Gehenkten in der Friedhofsecke.

Jahre vergingen und das Haus verfiel,
worin der Mann gewohnt. Man brach es ab
und fand in einer Nische in der Mauer
ein Bündel Schriften auf von seiner Hand.
Der Herr des Hauses nahm das Bündel, schnitt
die morschen Fäden durch und las die Schrift,
entdeckte Verse, Strophen und Gedichte,
schnürte das Bündel wieder zu und trug's —
zu Markte? — nicht doch! — zu den weisen Herrn
Erforschern unsrer schönen Lit'ratur.
Die brachten's emsig forschend an den Tag,
daß unser Hausbesitzer Glück gehabt
mit einem Fund von hohem Geisteswert:
ein Dichter, hieß es, sei entdecket worden,
ein echter Dichter, ein erlauchter Geist
von Gottes Gnaden, dem das Vaterland
abtragen müsse alte Ehrenschuld.
So schmetterte in alle Welt hinaus
das Nachgeschrei und weckte die Gewissen
und Köpf und Hände regten sich zum Werk,
den toten Dichter und — sich selbst zu ehren.
Man spürte des Verscholl'nen Namen nach
in seines Heimatdorfes Kirchenbüchern,
verfolgt' ihn unermüdlich vor Gericht,
im Munde alter Leute, sucht' und fand
Geburts- und Todesjahr des großen Dichters
und seiner vielen kleinen Gläubiger

(gez. von Max v. Eſterle.)



Hans von Hoffensthal.

drohende Mahnungen zur harten Pflicht,
verfall'ne Schulden endlich zu bezahlen.
Der Pfändung Protokoll, des Arztes Rechnung,
der Leichenträger und des Totengräbers,
und manches noch, was ich verschweigen will,
was auch der hochgelehrte Herr verschwieg,
der sich zur Rede rüstet' an dem Fest
der späten Ehrung, zur „ergreifenden
und formvollendeten Gedächtnisrede",
wie tags nachher man in der Zeitung las.

Man grub den toten Dichter aus der Erde,
auf einen Thron erhob man sein Gerüpp
im Rathaussaale, einen Baldachin
aus roter Seide spannt' man ihm zu Häupten,
mit Teppichen bedeckte man die Stufen
zum Thron empor und volle Blumenkränze
hängte man zierlich an den Wänden auf. —
Es kam der Tag, es kam der Bürgermeister,
die Herrn vom Rate kamen, Professoren
den Rektor an der Spitze in Talaren,
mit gold'nen Ehrenketten schwer behängt,
Studenten auch in feierlicher Wichs.
Von der Regierung zeigt' sich ein Vertreter
im Staatsgewand mit vielen Ordenskreuzen
und vom Kapitel ein behäbiger
Kanonikus mit wohlgepflegten Händen.
Ein General sogar mit einer schönen
geschminkten Dame tänzelt' hin und her,
als Ehrenjungfern rahmten ein das Bild
voll Festesglanz der reichsten Bürger Töchter,
und Zeitungsschreiber füllten aus die Lücken. —

Nun wird es still. Es ächzt die Rednerbühne,
Professor Doktor Polyphrast erscheint
und legt das Angesicht in ernste Falten.
Zu reden hebt er an und zu berichten,
wozu man heute sich versammelt habe
und wer der Mann gewesen, dem die Ehre
der prächtigen Versammlung man erweise.

Wie er gelebt, der also hoch Geehrte,
fern von der Welt und ihrem eiteln Schein
und ihrem Hasten nach Gewinn, Genuß,
in Einsamkeit, der Muse Dienst ergeben.
Und daß er ein so gar bescheidener
und in sich selbst gekehrter Mann gewesen,
der um die Gunst der Menge nie gebuhlt. — —
Was endlich seinen Tod betreffe, sei
zwar nicht zu leugnen, daß er sich getötet,
und dieses Faktum müsse jedes Christen
gerechtes Herz mit Bitternis erfüllen.
Doch sei bewiesen, daß er in Verwirrung
des Geists die grauenvolle Tat begangen
und drum zu hoffen, daß am jüngsten Tag
der Herr der Welt ihn milde richten werde.
Nachdem Professor Doktor Polyphrast
den Menschen also glimpflich abgetan,
behandelt' er den Dichter und erörtert'
die Stellung, die er eingenommen habe
auf Seite siebenhundertfünfundsiebzig
des Werkes von Professor Polyphrast:
„Geschichte unsrer teutschen Lit'ratur",
wo er bewiesen (nämlich Polyphrast),
daß unser Dichter auf der Schwelle steht
des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert,
Naturalist mit zwanzig Jahren sei,
mit dreißig Neuromantiker gewesen.
Dieses bewies und manches and're noch,
was schon gedruckt in seinem Buche steht,
aufs neue nun Professor Polyphrast,
vergaß auch nicht aufs wärmste zu empfehlen
besagtes Werk, das jüngst erschienen sei
bei Hopf und Henner und um dreißig Mark
zu haben sei (auf Wunsch in Raten zahlbar).
„Und jetzo lasset uns", so schloß der Redner,
„den toten Dichter ehren nach Gebühr.
Bekränze ihn, die du der Muse Amt
mit Anstand und mit Würde übernommen,
Euphemia, du aller Jungfern Zier.
Drücke den Lorbeerkranz ihm auf das Haupt!" —
„Doch nicht zu fest, der Schädel hängt nur lose

in dem Genick", erinnerte ihr Vater,
der Ratsherr Kaspar Krah Euphemia. —
Sie tritt hinan, sie hebt den Lorbeerkranz
und läßt ihn niedersinken auf das Haupt
des toten Dichters. — Feierliche Stille.
Beklemmtes Atmen nur und aller Augen
gerichtet auf dos thronende Skelett,
das unterm Lorbeerkranz den Schädel neigt:
wie höhnisch doch der tote Dichter grinst,
wie bissig er die weißen Zähne fletscht,
wie seine ungeheuren Augenhöhlen
abgründisch dunkeln und gespensterhaft! —
Gar schwül zumute ward den hohen Herrn
im weiten Saale, dieser schlich hinaus
und jener folgte, einer drängt den andern,
obwohl das Fest noch nicht zuende war
und manche Rede in der Rolle noch
der Auferstehung harrte durch den Mund
berufner Sprecher mit verzierten Namen.
Die Ehrenjungfern traten scheu heran,
warfen die Blumen hin und drückten sich
und atmeten erleichtert vor den Türen.

Geschwunden war den Herren aller Mut.
Erst bei der Tafel fanden sie ihn wieder
im Feuerwein, der überreichlich floß
an jenem Tage zu des Dichters Ehren.
Als sie nun trunken, hob sich Polyphrast
vom Sessel schwer, den lange er besessen
— sein Auge glänzt', es glühte sein Gesicht
vom flüss'gen Brand des brausenden Champagners —
und also lallt' er zu den Zechgenossen:
„Der arme Teufel, unser großer Dichter,
hol mich der Henker, war ein braver Kerl,
und leben soll er, ewig soll er leben!" —
„Hoch soll er leben!" brüllt die trunkne Runde,
sie stoßen an und schütten ein und aus
und — weiter war vom Dichter nicht die Rede.

Öd ist der Saal, die Blumen welken schon,
der Dichter sitzt noch immer auf dem Thron,

den Nacken unterm Lorbeerkranz gebückt,
grinst vor sich hin und fletscht die weißen Zähne. —
„Was wohl der tote Dichter denken mag?"
fragst du, mein Freund, und denkest das statt seiner:
„Ruchloses Pack, du ließest mich verkommen,
verhungern mich und auf dem Stroh verfaulen,
dein Ohr war taub den Schreien meines Herzens,
als meinen Geist des Wahnsinns Nacht umfing,
den hohen Geist, den ich betörter Schwärmer
vor dir entblößt, du feile Pöbelhorde,
die Schönheit dir zu zeigen, Dirne, dir,
was Engelsaugen vorbehalten war!
Und als der Erde ich mit eigner Hand
den ausgelebten Leib geopfert hatte,
den Geist entlassend aus des Fleisches Knechtschaft
ins Reich der Geister, frei von Not und Pein,
spiest du auf mich, die du dich selbst bespeien,
lästertest mich, die du dich selbst verlästern,
verwarfest mich, die du dich selbst verwerfen,
abseits von Tod und Leben werfen solltest! —
Doch nicht genug, daß du dich so versündigt
an Gottes Mann — doch nicht an deines Gottes! —
entreißest du dem Grabe mein Gebein,
der Erde Schoß entweihend mit Gewalt
und stellest deinen neugierkalten Blicken
zur frechen Schau, was Tod geheiligt hat,
mißbrauchest es zu eitlem Mummenschanz,
beleidigst mich mit deiner Ehrung Schande!" —
So, wirst du denken, hätte er gedacht,
hätt er noch denken können, der dort saß
auf hohem Thron, vom Lorbeerkranz beschattet.
Jedoch du irrst. Ganz anders hätte jener —
Mann mit dem Kranze auf dem Thron gedacht
und ausgerufen voll Verwunderung:
„Bei Henkers Hans, das hab ich nie geträumt,
als ich noch Fritze hieß und stemmt' und feilte
an mancher Türe, manchem Gitter und
auch manchen jüngferlichen Schrein erbrach
und manchen murkste, der mich hindern wollte
am schlau geplanten Werke, wahrlich nie,
daß diese Knochen, längst von Fleisch entblößt,

zu solchen hohen Ehren kommen würden!
Gebessert hat die Welt sich ohne Zweifel,
seit ich erstickt: Genie wird anerkannt
auch im Verbrecherschlage nach Gebühr,
wie das Exempel lehrt des Fritze Kurle,
dem man den Galgen mit dem Thron vertauscht
und statt der Schlinge einen Kranz gewunden.
O Morgenröte einer neuen Zeit,
ich grüße dich, von Ahnung froh bewegt,
daß bald der Galgen, der so arg geschmähte
in finstern Zeiten ohne Geistes Licht,
zum Sinnbild werden wird des todesmut'gen
Martyrertumes für das heil'ge Recht,
das eingeborne der Persönlichkeit!" —

So hätte auf dem Thron der Mann gerufen,
beschattet von dem Lorbeer und erleuchtet
von froher Ahnung einer schönern Zeit. —
Jedoch er schwieg und lacht' nur vor sich hin,
vollauf zufrieden mit der Standserhöhung,
indessen ihm zu Ehren in „Europa"
noch immer Pfropfen knallten, Gläser klirrten,
und blauer Dunst der Gäste Schwarm umnebelt'.

Der Märtyrer zugunsten.

„Man" schreibt uns — d. h. natürlich nicht uns, sondern den „Innsbrucker Nachrichten" —:

„In München fand am 20. März zugunsten armer Münchner Kinder und des Deutschtums in Oesterreich eine Vorlesung von Rudolf Greinz' fünfaktigem Drama aus dem ersten christlichen Jahrhundert „Der Märtyrer" statt. Dieselbe zeitigte einen solchen Erfolg, daß dem Vortragenden, Direktor Schrumpf des Volkstheaters, zwei Lorbeerkränze überreicht wurden und die Vorlesung wiederholt werden muß. Das Werk, das als bestes und bedeutendstes Werk des Tiroler Dichters bezeichnet wird, wirkte nach übereinstimmenden Urteilen sowohl durch seine Gedankentiefe und Sprachschönheit, als auch durch seinen ergreifenden Stoff

auf die zahlreiche Zuhörerschaft. Die Art, in der Direktor Schrumpf das Drama zum Vortrage brachte, war unbestritten meisterhaft."

Möglich. Entsprechend der Devise: Durch muß des Federkieles Erz! Nur die Regie, scheint's, war trotz eifrigsten Bemühens nicht ganz einwandfrei. Wie konnte sie es dulden, daß der Erfolg, der seine Sache sonst so gut zu machen schien, das obligate Ruhmesgrünzeug dem Dichter einfach vorenthielt und es dem Interpreten zwiefach spendete! Dieses Versehen, dünkt mich, dürfte bei der Wiederholung nicht mehr vorkommen. Der Lorbeer also merke sich für nächstes Mal: Ein Kranz (wie diesmal) vom, der andre für den Dichter! Damit die große Trommel ja kein Loch kriegt, die da singt:

Armes Münchner Kindl! Und du, ille beatus:
Deutscher in Oesterreich! Herbei! Laßt euch nicht bitten!
Ecce director et — bum, bum — poeta laureatus!
Zu euern Gunsten! Unbestritten ...
Bum!

F.

Innsbrucker Kunstschau.

Albert Plattner. Serie von Portraits: Das beste Dr. Reich, malerisch gestellt, einfach, lebendig, frisch in Farbe. Dagegen Doktor Brix untief aufgefaßt, etwas verzeichnet, nüchtern in Farbe. Mit der Alt-Innsbruckerin tritt Plattner das Erbe Schretters an, der Hintergrund ist sehr gewagt und gegen den Kopf blechig. Gostner jun. ist Zimmerfreilicht, aber durch den allgemein verbreiteten warmen Ton bestechend. Alles in allem tüchtige Arbeiten, die allen Schwierigkeiten lieber aus dem Wege gehen.

Thomas Riß. Portrait Prof. Wahrmund, technisch geistreich und sehr routiniert gemalt. Es rembrandtelt aus Absicht und vorzüglich, aber die Absicht ist nicht recht angebracht. Mystische Tiefe steht anderen vielleicht besser.

Fritz v. Ebner. Portrait Christian Plattners: sehr ähnlich, gut gezeichnet und charakterisiert, unfarbig, technisch etwas ängstlich.

Zwei Aquarell-Landschaften einfach miserabel, unbedeutend im Schauen und Wiedergeben. Wozu Derartiges ausstellen? Gehört gleich in den Ofen. Schade um ein liebenswürdiges Talent, das den „Lokal-Forderungen des Tages" nachläuft und sich selbst nicht findet.

Ludwig Girardi. Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Keine überwältigende Persönlichkeit, aber ein herzhaftes Talent und hartnäckiger Wille. Diese geschmackvolle, nie süßlich und kitschig werdende Gründlichkeit kann allen unseren „hiesigen" zu lernen geben, allen ohne Ausnahme! Es sind entzückende Sachen darunter und kein schlechtes. Alles mit liebevoll sorgfältigem Auge gesehen, ein gedämpfter Großstadtton darüber, lieb, ungeziert, durchaus fertig. Das große Portrait eines Studenten in Wichs ist nur in den Details gut, im ganzen aber ein Mißklang. Der Mangel an Unbekümmertheit, der alle anderen Studien auszeichnet, wird hier wirklich Mangel. Das Format ist zu groß, vielleicht auch beim Damenportrait. In halber Lebensgröße wären beide gelungen. Es kommt hier selten vor, daß so durchwegs erfreuliche Kunstsachen geboten werden. Hoffentlich bleibt das meiste im Privatbesitze unserer Bürger zurück — und im Ferdinandeum.

Benedikt.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.